

In gefährlicher Mission.

Erzählung von Henry Herman und Klaas Dietrich.

(2. Fortsetzung.)

Also Fräulein Rosa besuchte den jungen Herrn Peterfen. Was hatte das zu bedeuten? Ich wußte, daß der junge Herr Peterfen ein Don Juan der gewöhnlichsten Sorte war, und hielt es für durchaus nicht unwahrscheinlich, daß er dieser hübschen Kammerjungfer den Hof machte.

Jedenfalls ein Umstand, der möglicherweise in anderer Hinsicht mit dazu beitragen kann, Licht in das Dunkel zu bringen, murmelte ich vor mich hin.

Herr Peterfen lebte in einer möblierten Wohnung, denn seine eigenen Sachen waren ihm längst von seinen Gläubigern abgepfändet und veräußert worden. Etwas, sein Kammerdiener, öffnete mir die Thür der Etage und führte mich nach dem Wohnzimmer seines Herrn.

„Oho!“, dachte ich bei mir selber, als ich den stattlichen, gar nicht übel aussehenden Ewald erblickte, „vielleicht hätte Fräulein Rosa ihren Besuch gar nicht dem Herrn, sondern diesem stattlichen Diener zugedacht. Weshalb auch nicht?“

„Der gnädige Herr wird gleich kommen“, meldete mir der Diener. „Er hat bereits gefrühstückt, und wir wollen jetzt ausgehen. Sein Wagen sollte eigentlich schon vorgefahren sein.“

„Was, so früh will er schon ausgehen?“ fragte ich.

„Ja, heute Morgen machen wir uns schon früh auf den Weg“, erwiderte der Diener. „Wir wollen nach unserem Hause am Kongens Rotorb.“

Dort lag nämlich das Haus, wo Herr Matthias Peterfen gewohnt hatte und in dem sich auch die Geschäftsräume der Bank befanden.

„Also, Sie wollen heute früh nach dem Hause am Kongens Rotorb?“

„Ja“, erklärte der Diener würdevoll, „wir wollen heute Morgen von unserem Hause Bescheid erfragen. Ich soll sein Haushofmeister werden und so viel Diensthuten engagieren, wie mir beliebt. Wir wollen auf großem Fuß leben. Wir wollen als Geld schon gehörig springen lassen.“

Daran zweifelte ich nicht im Geringsten, besonders wenn der junge Peterfen noch diesen geschickten Gehülfen zur Seite hatte.

Da trat Herr Hans Peterfen aus seinem Schlafzimmer. Von Kopf bis zu Fuß war er in tiefster Trauer, in beinahe auffälliger Weise, und augenscheinlich hatten die armen Schneider die ganze Nacht durcharbeiten müssen, um seine neue Gewandung fertig zu stellen.

„Morgen, lieber Freund“, begrüßte er mich herzlich. „Freut mich sehr, Sie zu sehen. Wollen Sie sich auch mal umhauen, wie es mir geht?“

„Ja“, erwiderte ich, „ich bin eigentlich etwas neugierig, zu erfahren, wie Ihnen bei der ganzen Sache zu Muthe ist?“

„Nur eben so so, alter Junge“, meinte er, „nur so so. Gebrochener Herzens, wissen Sie“, dabei ludete er mit seiner Hand nach der Stelle auf seiner Weste, die sich etwa über seinem Herzen befand, „eine ganz schreckliche Sache, nicht wahr? War doch eigentlich ein ganz netter Kerl, mein Onkel, wenn auch in letzter Zeit etwas bößlich gegen mich, aber sonst war er doch ein ganz netter braver Mann, bloß etwas verbittert in seinen Ansichten — hatte keinen rechten Begriff davon, was er seiner Familie und besonders mir schuldet, aber davon wollen wir jetzt nicht mehr reden. Ich bin eben unterwegs nach meinem Hause am Kongens Rotorb. Wollen Sie mich begleiten?“

„Gewiß“, erwiderte ich, „sehr gern.“

„Na, dann kommen Sie, alter Junge. Soll mir eine Freude sein, wenn Sie mich begleiten. Wir wollen dort ein Glas guten Champagners trinken; der alte Junge hat köstliche Marken in seinem Keller.“

Das Coupee des Herrn Peterfen wartete bereits vor der Hausthür und wir waren bald in schneller Fahrt unterwegs.

„Beiläufig“, bemerkte ich unbefangen während der Fahrt, „hatten Sie eigentlich vorgehört, daß Ihr Coupee irgend Jemandem geliehen?“

„Ich lieb es bloß Marstrand“, erwiderte er. „Weshalb meinen Sie, alter Junge?“

„D nichts, es kam mir nur eben der Gedanke, nichts von Bedeutung“, meinte ich.

Gleich darauf fuhrten wir vor dem Portal des stattlichen Hauses vor, in welchem Matthias Peterfen so viel Jahre gelebt hatte. Die Hausthür wurde uns von einem ältlichen, schwarz getöbten Mann, nicht von einem Diener geöffnet.

„Hallo, was soll das!“ rief Herr Hans Peterfen. „Sie tenne ich ja gar nicht. Wer sind Sie denn? Wo steht die Dienerschaft?“

„Im Souterrain“, antwortete der Mann. „Ich bin hier auf Befehl des Herrn Notars Hansen, um etwaige Besuche zu empfangen.“

„Notar Hansen“, rief der junge Pe-

terfen, „was hat denn der hier zu thun?“

„Mir war es recht wohl bekannt — ebenjowohl wie meinem Begleiter —, daß Herr Notar Hansen der Sachverwalter des Verstorbenen gewesen war.“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Peterfen“, antwortete der Mann, „vermuthlich ein Schreiber, gelassen.“

„Aber wenn Sie so freundlich sein wollen, nach oben zu gehen, so werden Sie dort den Herrn Notar persönlich finden.“

Der Herr Notar erwartete uns in der That bereits oben auf der Treppe. Er war ein stattlicher, würdiger alter Herr mit einer lichten Mütze und einem Kranz weißer Haare rings um die Stirne.

„Guten Morgen, Herr Peterfen“, begrüßte er uns freundlich.

„Was hat das eigentlich zu bedeuten, Herr Notar?“ stotterte der junge Peterfen voll ängstlicher Besorgnis. „Mir ganz unbegreiflich. Was hat der Mensch da unten in meinem Hause zu suchen — und weshalb wünschen Sie mich zu sprechen?“

„Wollen Sie nicht lieber in den Salon gehen, Herr Peterfen?“ fragte der Notar und öffnete die nächste Thür. Wir folgten ihm und Herr Peterfen begann von Neuem:

„Wozu die vielen Umstände, Herr Notar? Na, vermuthlich gehört das zu den juristischen Formalitäten. Nun auf ein paar Kronen mehr oder weniger Kosten soll es mir nicht ankommen, jetzt wo ich reich bin. Sie werden mich schon freigebig genug finden und sich nicht über mich zu beklagen brauchen“, schloß er handbreitend.

„Ich fürchte, Sie sind zu etwas übertriebenen Schlussfolgerungen gelangt, Herr Peterfen“, unterbrach ihn der Notar mit einem gelassenen Lächeln.

„Ein sehr trauriges und schreckliches Ereigniß, dieser plötzliche und unerwartete Tod Ihres hochverehrten Herrn Onkels, nicht wahr, Herr Peterfen? Daß unter armer Freude so unerwartet in der Blüthe seiner Jahre dahingerafft werden mußte!“

„Ja, ja, ganz schrecklich“, stimmte Herr Hans Peterfen ihm bei. „Ich fühle mich auch ganz elend deswegen. Das können Sie mir glauben, aber nun habe ich heute Morgen so vielerlei zu thun, daß, wenn es Ihnen recht ist, Herr Notar, wir schleunigst diese Geschäfte erledigen wollen und zusammen durch das Haus gehen und sehen, was alles darin ist, und wenn ich dann Bescheid ergriffen habe, können wir ja auch gleich nach unten in die Geschäftsräume der Bank gehen.“

„Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen mittheilen, Herr Peterfen, daß hier nichts vorhanden ist, wovon Sie Bescheid erfragen könnten“, erwiderte der Notar gelassen.

Herr Peterfen taumelte zurück, als hätte ihn eine Kugel getroffen, und rief entsetzt:

„Was meinen Sie? Erschrecken Sie einen doch nicht so unnötig. Es ist doch Geld genug vorhanden.“

„Genug, übergenug“, erwiderte der Notar, „ein sehr großes Vermögen, mindestens zehn Millionen Kronen.“

„Nun, was ist denn los?“ leuchtete der junge Mann. „Was meinen Sie denn eigentlich? Belomme ich es denn nicht? Bin ich denn nicht der Erbe? Das ist doch mein natürliches Recht.“

„Nein, Sie sind nicht der Erbe“, unterbrach ihn der Notar.

Hans Peterfen sank auf einen Lehnsstuhl, zog sein schwarzes Gesicht, weisfahriges Gesicht heraus und wuschelte sich den kalten Schweiß von der Stirn.

„D, dieser alte Schuft!“ rief er dann wüthend. „Der alte Geizhals! Da läßt er sich so plötzlich todt machen und hinterläßt mir dann nicht sein Vermögen. Woher wissen Sie es denn eigentlich?“

„Es hat gar keinen Zweck, daß Sie sich so aufregen, Herr Peterfen“, meinte der Notar gelassen. „Ich weiß es daher, daß ich Sachverwalter ihres festlichen Onkels und einer seiner Testamentsvollstrecker bin.“

„So, sind Sie das“, meinte Peterfen, vergessend bemüht, ruhiger zu erscheinen, und seine Züge zu einem wachhaft erschreckenden Lächeln verzerrte. „Wenn ich also nicht der Erbe sein soll, wer zum Teufel ist es denn?“

„Wäre es nicht das Beste, wenn ich Ihnen das Testament vorläse?“ meinte der Notar. „Aus verschiedenen Gründen wird es mir sehr angenehm sein, wenn auch Herr Wilton dabei zugegen ist.“

Peterfen gab mürrisch seine Zustimmung. Der Notar las das Testament vor, welches nach einer langen Reihe von Legaten an wohlthätige Anstalten, an die Dienerschaft, an die Bankbeamten und an persönliche Freunde, darunter auch eins von zwanzigtausend Kronen an den Notar, für Herrn Hans Peterfen, unter ausdrücklicher Hinweis darauf, daß dieser Neffe des Testators völlig unfähig sei, ein größeres Vermögen zu verwalten, dahin bestimmte, es solle eine Summe

von ausreichendem Betrage, um bei pupillärer Sicherheit zwölftausend Kronen jährlich Zinsen zu bringen, für den Resten angelegt und die Zinsen ihm von den Testamentsvollstreckern monatlich abbezahlt werden, jedoch unter der Bedingung, daß ihm nicht gestattet sein sollte, irgendwelchen Vorschuß auf diese monatlichen Zahlungen zu erheben oder dieselben oder das Capital irgendwie zu verpfänden oder daraufhin sich Geld zu leihen. Handelte er diesen Bestimmungen entgegen, so sollte dadurch dies ganze Legat hinfällig sein und das Capital an den Haupterben zurückfallen. Dasselbe sollte eintreten, wenn der Neffe des Testators unermählt stirbe. Geirathete er jedoch, so sollte die etwa überlebende Wittwe die gleiche Auslieferung auf Lebenszeit haben, den etwaigen ehelichen Kindern jedoch bei ihrer Mündigkeit und nach dem Tode der Eltern das ganze Capital zur freien Verfügung anheimzufallen. Während der Vorlesung dieser sehr ausführlichen und sehr genau verlauferten Bestimmungen wurde das Gesicht des jungen Mannes immer länger, bis er schließlich entrüstet ausrief:

„Was all diese dummen Redensarten bedeuten sollen, weiß ich nicht recht. Bloß so viel habe ich begriffen, daß ich nicht einmal ein lumpigen Vorschuß von ein paar Tausend haben soll, und daß ich dieses Jahrgeld nicht verkaufen darf.“

„Allerdings, so lautet die Bestimmung des Testaments“, meinte der Notar verbindlich.

„Und wenn das nun eigentlich seines Vermögens hinterlassen?“ rief der junge Mann wüthend.

„Das werden Sie gleich hören“, antwortete der Notar und fuhr mit der Vorlesung fort:

„Und mein ganzes übriges Vermögen, bewegliches und unbewegliches, vermachte ich der Frau, die ich gerne zu meiner Gemahlin gemacht hätte, wenn mir nicht bekannt gewesen wäre, daß sie einen anderen liebt, Frau Olga Mellard — hierbei hielt der Notar inne, als ob er etwas überschläge und warf mir dabei einen bedeutungsvollen Blick zu — unter der Bedingung, daß, falls sie künftig noch mal heirathet, sie nicht in Gütergemeinschaft mit ihrem Gatten leben soll. Ich wünsche, daß das Vermögen, welches ich mit ihr zu theilen nur zu glücklich gewesen sein würde, ihr wenigstens bei meinem Tode zu Theil wird.“

Zu Testamentsvollstreckern ernannte ich meinen Freund und Sachwalter, Herrn Notar Hansen, sowie Herrn Georg Wilton — hier hielt der Notar wiederum inne und warf mir einen bedeutsamen Blick zu.

„Guter Himmel!“ rief der junge Peterfen, „Frau Olga Mellard!“

„Ja, Frau Mellard“, antwortete der Notar und hegte das Testament wieder in die Tasche.

Zuerst ließ der junge Mann seiner Wuth und Enttäuschung in heftigen Ausdrücken die Zügel schießen, bald beruhigte er sich jedoch so weit, daß er wenigstens halbwegs im Stande war, auf vernünftige Vorstellungen zu hören. Ganz besonders that er sich Mühe darüber, daß der köstliche Weinkeller und die unvergleichlichen Cigarren seines Onkels einer Dame zu Theil werden sollten, die sie doch gar nicht zu würdigen verstünde, bis wir ihm schließlich die tröstliche Versicherung gegeben hatten, daß vorausgesetzt Frau Mellard ihm einen erheblichen Theil oder auch den bedeutendsten Theil des Weinkellers und der Cigarren, soweit sie derselben nicht etwa für Gesellschaften bedürfte, überlassen würde. Zum Schluß erklärte ihm der Notar, daß er selber ein wohlhabender Mann wäre, und deshalb ihm, dem Neffen seines seligen Freundes, den Vorschlag machte, er wolle das Legat von zwanzigtausend Kronen zu seinem besten verwenden. Herr Peterfen sollte darüber nachdenken und ihm dann seine Vortheile unterbreiten, ob und wie für diese zwanzigtausend Kronen eine thätige Theilnehmung an einem sicheren Geschäft oder irgend einem guten Unternehmen gefunden werden könnte, welches Herrn Peterfen wirkliche Arbeit und guten Verdienst böte. Aber nur in diesem Falle, daß sein Neffe seines seligen Freundes durch ein nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft würde, wolle er, der Notar, ihm sein Legat überlassen. Herr Peterfen, der sich über den Begriff nützliche Thätigkeit nicht recht im Klaren zu sein schien, dankte gerührt und brach dann auf, zumal der Notar ihm mittheilte, daß er mit mir noch verschiedenes zu besprechen hätte.

Sobald wir allein waren, theilte mir der Notar mit, daß sein oerstorbenen Freund schon als unser Vantier den wirklichen Namen der Dame ebenso wie den meinen gekannt und auch ordnungsgemäß in das Testament eingetragen, jedoch ihm, dem Notar, strenge Anweisung gegeben hätte, daß für Sorge zu tragen, daß unser Integrität nicht außer hin gebracht und unser wirklicher Name nicht dem allgemeinen Publikum bekannt würde. Deshalb wäre ich auch zum zweiten Testamentsvollstrecker bestimmt worden, und er, der Notar, hoffte, ich würde zur leichteren Durchführung der ganzen Angelegenheit kein Bedenken tragen, diese Mühe auf mich zu nehmen. Er selber wäre noch bis zum Abend mit bringenden Arbeiten überhäuft und könnte erst dann Frau Mellard besuchen — deshalb böte er mich, falls ich bereit wäre, als Testamentsvollstrecker zu fungieren, meinerseits Frau Mellard jetzt schon Nachricht zu bringen.

Indem ich mich hiermit einverstan-

den erklärte, verließen auch wir das jetzt Frau Mellard gehörige Haus.

Viertes Kapitel.

Das Leben bringt einem wirklich immer wieder neue unerwartete Lieberaschungen, die selbst den Erfahrensten verblüffen können.

Herr Matthias Peterfen hatte sein enormes Vermögen Frau Olga Mellard vermacht, und ich hegte den Argwohn, daß die Veranlassung zu dem entsetzlichen Ende des Herrn Peterfen vielleicht bei Frau Mellard zu suchen wäre.

Unwillkürlich kam mir der Gedanke, ob wohl Herr Peterfen Frau Mellard etwas von seiner Wirthschaft anvertraut hätte, sie zu seiner Erbin einzusetzen, ob sie wohl eine Ahnung davon gehabt hätte, wie innig und selbstlos er sie liebte. Hatte er ihr vielleicht Anlaß zu der Vermuthung gegeben, daß sein Tod ihr von großem Vortheil sein würde?

Aber einen solchen niedrigen Gedanken wies ich sofort wieder von mir. Dazu hatte ich Frau Mellard in der Zeit unseres Zusammenwirkens denn doch genügend kennen gelernt, um zu wissen, daß sie unfähig war aus schmöder Gewinnlust ein Unrecht zu begehen. In der Leidenschaft, in heftiger Erregung war sie meines Erachtens vielleicht, wenn auch thöricht, fähig, aber solche niedrigen Combinationen fanden ihr gegenüber ganz außer Frage.

Auf alle Fälle würde es jedoch das Beste sein, wenn ich den mir angeworbenen Auftrag ausführte und mich jetzt unverzüglich zu Frau Mellard begab.

Sie wohnte etwas weiter hinaus in der Vorstadt in einem hübschen Häuschen mit geräumigem Garten und feiner Aussicht über den Sund. Nach kurzer Fahrt langte ich dort an und wurde, als ich mich melden ließ, sofort in den Salon geführt, während mir das Mädchen mittheilte, die gnädige Frau wäre sehr unwohl und leidend, wünschte aber dringend, mich zu sprechen, und machte jetzt Toilette — ich möchte so freundlich sein, einige Minuten zu warten.

Nach kaum einer Viertelstunde wartens trat Frau Mellard in den Salon. Sie sah leidend aus und ihre großen graublauen Augen blickten ganz fieberhaft, während ihre ganze Erscheinung in ihrem weiten, faltenreichen, mit einer wahren Wolke von Spitzen geschmückten Morgenkleide einen so bezaubernden Eindruck machte, daß ich mich verwundert fragte, ob sie denn dieselbe Frau wäre, mit der ich so oft in ruhiger Gelassenheit die wichtigsten Dinge und Pläne besprochen und erwogen hatte. Ihr langes blondes Haar fiel ihr wellig über die Schultern herab und ließ die ganz Weiße ihres Gesichtes noch auffälliger hervortreten. Herzlich drückte sie mir die Hand und rief:

„Ich bin Ihnen wirklich dankbar, daß Sie sich zu mir bemühen. Ich fühle mich ernstlich leidend, hatte aber trotzdem das schmerzliche Verlangen, Sie zu sprechen. Bitte, nehmen Sie Platz.“

Sie setzte sich auf das Sopha und ließ mich auf einem kleinen Lehnsstuhl ihr gegenüber nieder.

„Lassen Sie mich wenigstens für einige Minuten unsere amtlichen Pflichten und dienstlichen Beziehungen zu einander benehmen. Gewiß weiß ich ebenjowohl wie Sie, in wie hohem Maße dies entsetzliche Ereigniß für unsere Mission in Betracht kommt, aber vor allen Dingen möchte ich Ihnen anvertrauen, in wiefern es mich selber betrifft, möchte Ihnen rückhaltlos mein Herz öffnen, um Ihre Hilfe zu gewinnen, und durch Ihre wunderbare Begabung, ihre unergleichen Klugheit und Erfahrung Hilfe und Rettung aus dieser Verdringung zu finden. Um meiner selbst willen müssen Sie den Urheber dieses entsetzlichen Verbrechens entdecken, und um darin Erfolg haben zu können, müssen Sie die ganze Wahrheit wissen.“

Sie sprach mit leidenschaftlicher Heftigkeit, und ich antwortete ihr mit erstem Nachdruck:

„Gewiß, verehrte Freundin, entdecken muß ich den Urheber dieses Verbrechens auf jeden Fall. Das ist meine Pflicht, und ich wäre ruinirt, wenn es mir mißglänge. Aber Ihr Wunsch wird mich noch umso mehr anspornen, und jeder Wink oder Fingerzeig, den Sie mir geben können, wird mir von höchstem Werthe sein.“

Anschließend ohne meine Worte auch nur im geringsten zu beachten, fuhr Frau Mellard fort:

„Vor allen Dingen muß ich Ihnen die Hauptfache anvertrauen, die Sie allerdings schließlich auch ohne mein Geständniß früher oder später doch in Erfahrung bringen würden — der arme Herr Peterfen hat durch meine Veranlassung sein schreckliches Ende gefunden.“

Entsetzt sprang ich auf. Die Ueberaschung war zu groß, so daß ich einige Sekunden nur in sprachlosem Staunen sie anzustarren vermochte, bis sie etwas gelassener fortfuhr:

„Das scheint Sie sehr zu überraschen, aber an sich ist der Sachverhalt einfach genug. Wenn ich jetzt darauf zurückblähe, muß ich sagen, der Anlaß war jämmerlich und kleinlich — nichts im Hinblick auf ihn, denn er war nicht von wahrer Herzensgüte und einem bewundernswürdigen Edelmuth — jämmerlich und kleinlich war der Anlaß im Hinblick auf die übrigen Personen und Dinge, die damit verwickelt waren.“

Sie wandte sich von mir ab, barg ihr Gesicht in ihrem Spigenhütchen und brach in heftiges Schluchzen aus. Nach einiger Zeit beruhigte sie sich

jedoch wieder, trocknete die Augen und fuhr fort:

„Ich muß mich besser beherrschen lernen — sagen muß ich Ihnen doch alles — und je eher ich es überstanden habe, desto besser. Ich weiß kaum, wie ich beginnen soll — aber Ihnen ist es ja doch wohl kein Geheimniß, wie Herr Marstrand und ich schon längere Zeit zu einander standen. Ich hatte ja bereits Ihre Ansicht und Meinung darüber eingeholt, wie ich die Entlassung aus meiner jetzigen Stellung finden könnte, und es ist thöricht wäre, meine jetzige Thätigkeit fortzusetzen, falls Marstrand und ich unsere Heirath ermöglichen. Schon seit dem Herbst waren wir miteinander heimlich verlobt, und sie kam mir auch nur der geringste Zweifel an seiner Treue. Daß wir jetzt noch nicht heirathen konnten, weil unser beider Einkommen nicht dazu ausreichte, war mir ja vollkommen klar. Erst vor etwa zehn Tagen rathete ich in Erfahrung, daß Irene mit ihm eine heimliche Intrigue anknüpfte hatte. Ich überzeugte mich, daß er sie liebte, und Sie wissen ja, wie Irene ist. Eigentlich meint sie es nicht schlimm, aber sie hat nun einmal das Bedürfniß, daß jeder Mann ihr zu Füßen liegt. Nun, vorgehört während der Gesellschaft entdeckte ich mit zweifelhafter Gewißheit, daß eine gemeinsame Flucht Irene's mit Marstrand unmittelbar bevorstand. Denken Sie doch nur! Mit dem Frühzuge wollte Irene mit Marstrand Kopenhagen verlassen und über Roskild nach Deutschland flüchten. Ueber genügende Geldmittel verfügte sie ja, aber wie es gelungen ist, solche Leidenschaft in ihr zu erwecken, daß sie sich zu einem solchen Schritt entschließen konnte, ist mir noch immer unbegreiflich. Ihr Bruder hätte seine Zustimmung zu ihrer Heirath mit Marstrand jedenfalls verweigert, und deshalb wollten sie diese auf eine so gefährliche Weise von ihm erzwingen, oder vielleischt auch im Auslande die Heirath ermöglichen, um ihm dann mit einer vollenbunden Thatsache entgegenzutreten. Jedemfalls war ich über ihre Veräthelheit und seine Treulosigkeit außer höchste Entrüstet. Er wußte, wie innig ich ihn damals liebte. Jetzt ist natürlich alles Empfinden für ihn völlig erloschen. Und sie wußte, daß ich mit ihm verlobt war. Ich hatte jedoch diese Entdeckung nicht allein gemacht. Herr Matthias Peterfen wußte auch davon. Er war mir schon seit einiger Zeit ein wahrhafter, echt väterlicher Freund. Schon mehrmals hatte er mir in schmerzlicher Lage seinen Rath ertheilt, und als ich jetzt mit ihm sprach, hat er mich, ich solle mich nicht weiter um die Sache kümmern, sondern alles ihm überlassen. So erbittert ich auch war, so ver sprach ich ihm doch, Irene nicht merken zu lassen, was ich wußte, und dagegen unternahm er es, die ganze Sache zu verhindern. Ich hielt mein Versprechen. Ich ließ gegen Irene auch nicht ein einziges Wort fallen, sondern sagte ihr nur fast Gute Nacht. Zu der Zeit wußte ich noch nicht, wie Herr Peterfen die Entführung hindern wollte, aber jetzt weiß ich, aus welchem Grunde er noch um die Mitternachtsstunde bei ihr in ihrem Beduor wollte. Und jetzt ist Ihnen klar“, rief sie in heftiger Seelenqual, „wie es kam, daß er um meinwillen in seinen Tod ging. Um meinwillen ging er zu ihr und ward dort ermordet, und wenn alles bekannt wird, wie es sich wirklich verhält, wird man sagen, daß ich an seinem Tode mit Schuld trage, ich — ich, die ich meinem lebenden Wesen etwas zu leide thun konnte.“

Sie sprang auf und eilte raschlos im Zimmer auf und ab, die Hände hinter ihrem Haupt verstrickt und mit niedergebückten Augen starr vor sich hinblickend. Wüthlich blieb sie stehen und rief:

„Jetzt wissen Sie, weshalb mir so viel, so unendlich viel an der baldigen Entdeckung des Mörders liegt. Nachdem ich Sie an, um meinwillen alles aufzubieten, was in Ihrer Kraft steht.“

Daruf erwiderte ich nach längerem Nachdenken:

„Fräulein Johansen machte sich Ihnen gegenüber eines großen Unrechtes schuldig, und doch schienen Sie gestern so freundlich zu ihr zu sein?“

„O“, rief Frau Mellard, „wie könnte ich anders gegen sie sein? Vorgehört Abend empfand ich noch einen tödtlichen Haß gegen sie, und der Himmel weiß, wessen ich gegen sie fähig gewesen wäre. Aber als ich sah, wie entsetzlich sie das Geschick beimgegriffen hatte, und in einer wie schrecklichen Lage sie sich befand, konnte ich nicht anders, als sie bemitleiden. All meine Erbitterung, all mein Haß wich von mir, und ich dachte nur noch daran, was für ein armes, thörichtes kleines Geschöpf sie doch ist, und bemitleidete sie und verzog ihr von ganzem Herzen.“

Unwillkürlich mußte ich zu mir selber sagen: „Wenn sie jetzt nur eine Heule spielt, dann ist sie noch eine weit bedeutendere Schauspielerin, als ich es ihr zugetraut hätte.“ Vielleicht war sie die Schuldige. Dann mußte die ihr drohende Gefahr alle ihre Fähigkeiten zu höchster Entfaltung wachrufen. Anverertheits schien alles so wahr zu sein, so ganz vom Herzen zu kommen, daß es mich fast überzeugte. Der lebende Bild ihrer schönen Augen hatte mich gefangen genommen und ich vermochte mich demselben nicht zu entziehen.

Haben Sie denn schon zu Fräulein Johansen davon gesprochen?“ fragte ich endlich. „Weiß sie, daß Sie etwas davon abnen, welchen Verrath sie gegen Sie im Schilde führte?“

„Ich habe ihr gegenüber noch nichts davon erwähnt.“

„Aber sie weiß doch, aus welchem Anlaß Herr Matthias Peterfen sie noch zu so später Stunde aufsuchte?“

„Das ist noch das Schlimmste dabei“, rief sie in heftiger Erregung. „Sie weiß gar nichts davon, sie scheint in ihrer Unterredung gar nicht bis zu dem Punkte gekommen zu sein. Sie selber redete davon, was Herr Peterfen zu ihr gesagt hätte, und ließ sich durchaus nicht zum Schweigen bringen. Es mußte ihr doch gar nicht wissen. Nur einige inhaltere Redensarten wurden zwischen ihnen gewechselt, und dann geschah das Schreckliche.“

„Aber welchen Grund vermuthet sie denn für diesen nächtlichen Besuch?“

„Sie scheint sich zu denken, daß Herr Peterfen sie heimlich verehelicht und seine Lebensdauer nicht länger zu zögeln vermochte. Sie ist eben über alle Begriffe eitel. Sie sagt es jetzt sogar, ihm, dem Todten, wegen seiner thörichtesten Liebesbesessenheit noch Vorwürfe zu machen.“

„Will sie das etwa nachher auch gegenüber dem Untersuchungsrichter sagen?“ fragte ich verwundert.

„Das weiß ich nicht. Es war mir nur ganz unmöglich, sie zur Vernunft zu bringen — sie ist so maßlos eitel und eingebildet. Sie wollte mir durchaus nicht glauben. Aber Sie glauben es mir doch, daß ich Ihnen rückhaltlos die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagte?“

„Ich glaube es nicht nur, sondern ich weiß es sogar. Das meiste war mir bereits vorher bekannt“, erwiderte ich gelassen.

„Sie trüben es bereits?“ rief sie — of freudig überrascht oder ob peinlich erschreckt, darüber vermochte ich mich nicht ins Klare zu kommen.

„Ja“, meinte ich gelassen, „wenigstens hätte ich genügende Beweise dafür gefunden, mich zu überzeugen, daß dies der thatsächliche Sachverhalt war.“

„Beweise?“

„Ja“, meinte ich lächelnd, „die fand ich binnen kürzester Zeit. Ich fand die Beweise der beachtlichen Entführung, sowie dafür, daß Herr Marstrand in einem Wagen vor der Gartenpforte auf Fräulein Johansen wartete.“

„Beweise?“ rief sie.

„Ja“, antwortete ich, „Beweise“, trüben ich ja recht gut wußte, daß meine Beobachtungen auf den Werth wirklicher Beweise keinen Anspruch hatten, und fuhr dann fort: „Aus diesem Grunde kam ich auch heute hauptsächlich zu Ihnen, weil ich Ihnen verstandene Fragen zu stellen wünschte. Allerdings hatte ich auch noch einen weiteren Grund meines Kommens, aber das hat Zeit bis nachher.“

Mit ausgebreiteten Armen, thränenreichen Augen und in höchster Erregung eilte sie auf mich zu und rief: „Sagen Sie mir die Wahrheit. Sie, ja sogar Sie beargwöhnen mich. Ja sogar Sie glauben, ich hätte meine Hand bei diesem schrecklichen Ereigniß mit im Spiel gehabt.“

„Ich ladete etwas gezwungen. Hatte sie wirklich ihre Hand mit im Spiel gehabt, so war dieser directe Angriff gegen mich ein ungemein geschickter Schachzug. War sie hingegen unschuldig, so war dieser Ausbruch ihrer Enttäuschung nur natürlich.“

„Was für ein Einfall“, rief ich leichtsin. „Wie konnte Ihnen solch ein thörichtester Gedanke kommen? Wir beide mühten einander doch endlich genügend kennen, als daß Sie mir einen solchen Mangel an Urtheil zutrauen könnten.“

„Spielen Sie jetzt nicht mit mir“, rief sie zornig. „Sagen Sie mir die Wahrheit.“

(Fortsetzung folgt.)

Es würde den heimlichen Reid eines Lesers erwecken haben, hätte er die geradezu sprachschöpferische Studie noch erlebt, die neulich Karl Schulze, ein schätziges, überaus hoffnungsvolles Talent, nach der N. A. Z. über das Huhn geliefert hat. Karl Schulze führt an: Das Huhn gehört zur Zoologie. Mit vier Beinen reicht es bis an die Erde. Zwischen die Beine hat sie eine Schwimmhaut. Über den Kopf ist ein roter Fleck dorthin. Unter dem Kopf steht auch noch was. Das ist ein fleischiger Kappen. Das Huhn ist ein schäpferisches Hausthier. Aber sein Schwanz ist dachförmig. Das Huhn sein Schwanz ist hinten. Vorne hat sie eine weiche Haut. Damit schlüßt sie. Es trägt ein sehr schickes Federkleid von Farbe. — Der Hahn ist männlich und stolz mannt die Hühner. Er gehört auch zur Zoologie. Das Huhn und der Hahn hat an jede Seite ein kleines Auge. Das ist zum Besehen. Der Hahn trägt das Huhn kann nicht tragen. Darum trüdt sie. Das Huhn legt zwei Eier, der Hahn legt keine Eier. Darum steht er auf dem Kirchthurm. Sie legt uns Eier, jeder und zuletzt einen sehr nahrhaften Braten. Das hört es auf zu Eier legen. Sie vermehrt sich auch durch die Eier. Lebendige Junge kan sie nicht tragen. Das Ei will ein Huhn werden. Aber nicht immer. Es ist sehr nützlich. Das Ei besteht aus Dotter und Eiweiß. Das ist ein Windei. Ein ordentliches Ei ist ein Windei mit was Rum. Es gibt auch sehr schickene Eier. Die werden sind weich und die werden sind hart. Die Diereiter werden vom Hosen gelogen. Das ist eine Sage. Das Huhn frist Brod, Weiz und rümt die Wände ab. Beim saufen trägt es den Kopf hinter seinem Nacken. Die kleinen Kinder werden in betten eingebettet. Wir haben einen Hahn gebohrt, er frähte 20 Mal während auf einmal. Nun ist er todt.